



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Poetische Theorien und Theorie der Poesie. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

haftes Interesse dafür in ihnen zu erwecken. 10. Als das geeignetste Mittel, die Lehrer selbst hierzu zu befähigen, erscheint die Errichtung einer deutschen philologischen Akademie in Rom.



Poetische Theorien und Theorie der Poesie.

2.



u unsern kürzlich gemachten Bemerkungen über die Verhältnisse der poetischen Theorie in unsrer unpoetischen Zeit können wir schon heute die Ergänzung fügen. Was wir damals im Gegensatz zu einer spiritualistisch-allegorisirenden Richtung als „exakte Poetik“ bezeichneten, liegt vor uns in den (von Zeitungen sonst nicht gerade exakter Natur schon lange signalisirten) Vorlesungen über Poetik des verstorbenen Litterarhistorikers Wilhelm Scherer.*) Inwieweit wir in dieser Veröffentlichung eine litterarische Rundgebung dieses Gelehrten selbst zu sehen haben, bleibt allerdings fraglich. Vor der Hand nur für den akademischen Gebrauch, d. h. für Studenten des philologischen (speziell germanistischen) Faches bestimmt und nur einmal gehalten, machen sie mehr den Eindruck eines ersten Überblickes, einer Selbstorientirung über das Feld, als eines abgeschlossenen Werkes. Gleichwohl macht die für den Verfasser charakteristische Grundtendenz und eine Reihe von Beziehungen zu dem wissenschaftlichen und litterarischen Getriebe das Buch interessant, und so möge es uns als erwünschter Ausgangspunkt dienen für diejenigen kritischen Ausführungen, die in unserm ersten Aufsatze nur angedeutet werden konnten.

So gewichtig und umfangreich unser damaliger Verfasser sich darstellte, so leichten Gepäcks treten uns die dritthalbhundert Seiten des vorliegenden Buches entgegen. Der den Fachgenossen bekannten Neigung Scherers zu Absägen im Druck hat der sorgsame Schüler, dem die Herausgabe übertragen war, auch hier zu ihrem Rechte verholten. Ein Anhang, der den philologischen Apparat des Herausgebers in großer Vollständigkeit beibringt, verstattet aufschlußreiche Einblicke in die Arbeitsweise, die dieser aphoristischen Schreibart zu Grunde lag. Verlor sich Baumgart in endlose Spekulation, philologische Polemik und philosophische Systematik, so ist Scherer überverständlich und enthält sich äußerlich mit Besessenheit der einen wie der andern. Gleichwohl ist beiden jener Zug

*) Poetik von Wilhelm Scherer. Berlin, Weidmann, 1888.

gemeinsam, der sie ihrem eigentlichen Publikum entfremdet und die von ihnen beabsichtigte Wirkung stört; wir können nicht umhin, ihn wiederum mit dem freilich wenig empfehlenden Beiwort „scholastisch“ zu bezeichnen.

Auch Scherer tritt nicht unbefangen an seine Aufgabe heran. Auch ihm ist sie nur eine wirkungsvolle Handhabe zur Verbreitung individueller Anschauungen, zur Durchsetzung seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit. Auch er zeigt jenen Gang zur Dogmatik, der in geistig überlegenen Zeiten zeitweilig siegreich bekämpft, ja, wie in der uns vorausliegenden, völlig unterdrückt, doch den Grundzug des Durchschnitts der Geistesgeschichte bildet, in Zeiten geistiger Verfahrenheit und Ratlosigkeit zu unbedingter Herrschaft gelangt. Es gehört dann immer eine besondre Kraft dazu, sich von ihm frei zu erhalten. Scherers Bildungszeit fällt in eine Periode, in der dies ganz unmöglich schien. Damals hatte eben die Naturwissenschaft sich von glänzenden empirischen Triumpfen zur Höhe des Dogmas erhoben, auf der sie noch geraume Zeit theoretisch und praktisch Niederlagen ernten wird. Worin das Bestechende der materialistischen Dogmen vor den sonst genau übereinstimmenden Dogmen der innern Erfahrung besteht, liegt zu Tage. Sie stiften daher gewöhnlich praktisch den Schaden, den jene theoretisch anrichten. Sogar auf unserm anscheinend von Natur neutralem Gebiete zeigt sich dies in handgreiflicher Weise. Kaum auf irgend eines kann das materialistische Dogma von der transzendentalen Bedeutung äußerer Erfahrung eingeschränktere Anwendung finden, als auf das der Poetik, keines ist so sehr auf innere Erfahrung angewiesen, als die Wissenschaft vom Wesen und der Kunst des Dichters. Theoretisch rückt sich daher eine solche Lehre hier von selbst zurecht, aber sie hat ihre Tücken im Praktischen, wenn das wissenschaftliche Zeitalter, das sie geboren hat, zugleich so unkünstlerisch ist, so entschieden kunstfeindliche Ziele verfolgt wie das unsre.

Eine Wissenschaft, die bereits eine so alte, wechselvolle und bedeutende Geschichte hat wie die Poetik, wird auf systematische Prüfung der jeweilig um ihre Anerkennung ringenden Ansichten schon weit weniger bedacht zu sein brauchen, als auf ihre sichere Bestimmung und passende Einreihung. Es giebt in ihrem weitesten Umkreise kaum einen Punkt, der nicht bereits allgemein ins Auge gefaßt, von verschiedenartigsten, darunter hochbedeutenden Geistern bestimmt, auf Wichtigkeit und Machtbereich untersucht worden wäre. Die Prinzipien, die sich daraus ergeben, sind nun für den Historiker mit Händen zu greifen. Dies wäre das wahrhaft „induktive“ Verfahren in dieser Wissenschaft. Aber sei es, daß der frühverstorbene Gelehrte seine bedeutende Arbeitskraft nicht mehr an diesem Stoffe entfalten konnte, sei es, daß er es absichtlich zu Gunsten einer äußerlich verlockenden urwüchsigen Behandlungsweise zurücktreten ließ, genug, was vor uns liegt, macht den Eindruck einer ersten mühseligen Umsteckung eines neuen wissenschaftlichen Bezirks. Und fragt man sich, was einen umsichtigen und auf Ersparung überflüssiger Arbeitskraft stets aufmerksamen Geist zu einem

so undankbaren Versuche verleitet hat, so finden wir schließlich nichts als wieder das Trugbild eines in seinem Kerne ungeschichtlichen Prinzips, das seine wissenschaftlichen Eroberungen vom Heute oder bestenfalls vom Gestern ansetzt und mit dem Morgen für ewige Zeiten abzuschließen gedenkt. Freilich, es nimmt sich ja recht stolz und verheißungsvoll aus, unter der Flagge des Darwinischen Entwicklungsdogmas eine Entdeckungsfahrt sogar in das alte romantische Land zu unternehmen. Allein für den schnurgeraden Schienenweg des neunzehnten Jahrhunderts dürfte es sich doch zu steil und zu unwegsam erweisen. Die Eisenbahn wird auf dem Gebiete des Hippogryphen immer eine undankbare Rolle spielen, und selbst ein einfacher Fußgänger wird immer noch mehr aus ihm zurückbringen, als ihr in den Wagen gebannter, um die Vorberge weitschweifig herumgeführter Reisender.

Viel mehr als die Vorberge des poetischen Landes aber vermag Scherer bei seinem Prinzip wirklich nicht zu zeigen. Es ist ein wahres Glück, daß der Philolog und Historiker in ihm sich oft genug gegen den Darwinisten, den naturwissenschaftlichen Entdecker auflehnt, sonst würden uns selbst diejenigen feinen Ausblicke in die poetischen Hochregionen entgangen sein, die jetzt eben die geschilderte Anlage des Buches bedauern lassen. Schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis kann dies deutlich machen. Der weitaus größte Teil des Buches zeigt sich da eingenommen von dem einzigen Kapitel „Dichter und Publikum,“ ein genauerer Einblick belehrt bald, daß es sich hier absichtlich nicht um eindringende, umfassende Analysen der poetischen Schöpferkraft und Aufnahmefähigkeit handeln soll — denn das wäre ja „philosophisch —, sondern im wesentlichen um die ökonomische Wechselwirkung der beiden „Factoren“ des litterarischen „Marktes.“ Das klingt nun sehr originell und wieder sehr verheißungsvoll. Naive Tageblätter versprechen sich Wunderdinge von der Anwendung dieser „neuen“ Methode auf die alte schöne Kunst. Nun, die „Methode“ mag ja neu und originell sein, obwohl die Feuilletons jener Tageblätter nach dieser Richtung schon stark vorgearbeitet haben, wenn es nur auch ihre Ergebnisse wären. Allein ich weiß nicht, ob das Breittreten der Honorarfrage auf der einen Seite, die Untersuchungen über Arbeitsgewohnheiten der Dichter auf der andern diese Bezeichnung verdienen. Die Geldfrage hat jene Fülle geschäftiger Geister, die sich zu allen Zeiten, namentlich aber in den eigentlichen „litterarischen,“ in den Vorhöfen der Poesie herumtreiben, stets eifrig beschäftigt; nicht weniger Anekdoten über Sonderbarkeiten, Gewohnheiten, Launen der Dichter, ihr Verhältnis zur Wirkung ihrer Werke, ihr persönliches Verhältnis zu einander. Namentlich die Litteratur der Franzosen ist darin von jeher, besonders in den neuern Zeiten, stark gewesen, wo die Herausbildung der Hauptstadt zur alleinigen Litteraturstadt die litterarische „Töpschenguckerei“ begünstigte und jene Sorte poetischer Figaros großzog, die auch bei uns noch immer das litterarische Ideal gewisser Kreise bilden. Man hat sogar früh, namentlich in England, schon ver-

sucht, aus solchen Dingen höhere Schlüsse zu ziehen, aber die große Entfaltung der Kunstwissenschaft im vorigen Jahrhundert lehrte lächelnd davon absehen, indem sie zur Bewältigung der eigentlichen innern Aufgabe aufforderte. Ich kann mir nicht helfen, die Ergebnisse dieser Methode sind gering und wirken höchstens verstimmend. Was können wir daraufhin andres in tausend Büchern lesen, als daß die Künstler sich immer gequält haben, daß die Kunst immer nach Brot gegangen ist, daß hier und da ein Glücklicher gewesen und merkwürdigerweise gerade gewöhnlich in armem Lande, in kurzer Zeit! Fruchtbarer wäre eine Erörterung der Beziehungen zur Bevölkerungsstatistik. Aber es sind wahrhaftig ärmliche „Gesetze,“ die sich daraus ergeben, wenn man etwa die Kornpreise zu Litteratur und Kunst in Verhältnis setzt; und wenn die Geisteswissenschaft auf nichts weiter als solche „Ziele“ angewiesen wäre, wie sie Buckle in seinem „Luxusgesetz“ aufstellt, so stünde es traurig um die Beschäftigung mit ihr. Was in der Geistesgeschichte gerade Gegenstand der Betrachtung ist, die Summe und der Umfang der geistigen Kraft, die ihr Gesetze giebt, das ist glücklicherweise unabhängig von Kornpreisen und Luxus und wird es hoffentlich im Interesse ihres kräftigen Fortganges bleiben. Ich möchte eher behaupten, daß sich von jeher ein offener Gegensatz, ein kräftiger Widerstreit nachweisen lasse zwischen den Erscheinungen der Geistesgeschichte und den materiellen Verhältnissen, unter denen sie entstehen, gerade in dieser Hinsicht, in der Hinsicht ihres Eingreifens in den materiellen Lauf der Dinge. Diese Betrachtung ist von jeher bedeutsam gewesen, macht die Biographie zu einem so gewaltigen Hebel im höhern Leben der Menschheit. So erzwingt sich schließlich das Talent in allen Fächern seinen Mäcen (wenn das auch ein — leider — weiter Begriff ist), aber der eigentliche Mäcen der Talente sind sie selbst. Das ist heute so wie früher, und ich begreife nicht, wie ein auf Überlegenheit gerichteter Kopf vom Schlage Scherers mit dem Ansehen eines so einseitigen und unwissenschaftlichen Betrachters wie Zola zwischen unsrer „demokratischen“ Zeit und der ganzen Vergangenheit (wegen des vorgeblichen Unterschiedes des glücklichen Erfalles der Mäcene durch das „Volk“) einen großen Strich machen kann. Wenn es auf das Volk ankäme in der Förderung oder gar Schaffung geistiger Größen, so wären wir weit mit unsrer geistigen Bildung überhaupt; wenn wirklich der Künstler auf sein Publikum zielte bei seiner Schöpfung und nicht bildete, weil der „Gott im Busen“ es ihm so und nicht anders vorschreibt, wenn wirklich ein Schaffen ohne Rücksicht auf Erfolg nicht denkbar oder ein ganz besonders zu erwägender Fall wäre, nun, dann würde Scherer kaum in die Verlegenheit gekommen sein, eine Poetik zu schreiben, und es gäbe keinen langweiligeren Praß als den jetzigen Ruhm der Menschheit, ihre Kunstgeschichte. Nicht „das Publikum von Athen, Florenz, Paris ist Bedingung für die betreffende Litteratur“ (S. 187), sondern sehr einfach die Sophokles, Tasso, Corneille. Und daß „ohne die spezifisch Weimarische Gesellschaft Goethe

nicht hätte werden können, was er geworden ist," das muß doch — besonders bei der genauen Kenntnis, die uns von dieser Gesellschaft möglich ist — entschieden in den Satz umgekehrt werden: „Ohne Goethe hätte die Weimarer Gesellschaft nicht werden können, was sie geworden ist.“ Sie sind so mißlich, diese Sätze aus Prinzipien, die außerhalb der Sache liegen. Und bei der Unangemessenheit des vorliegenden zu dem darauf gegründeten Gegenstande fehlt ihnen auch noch das Blendende, das sonst in ähnlichen Fällen über ihre Unhaltbarkeit hinwegsehen läßt. Bestenfalls sind sie selbstverständlich, wie all die Ausführungen über unterbrochene Arbeit, geteilte Arbeit (bei der übrigens die Heranziehung der mittelalterlichen Litteratur etwas Schiefes hat), Sortimenten, Verleger, ja sogar Buchbinder, Rabalen der Kritik, Feuilleton u. dergl. Man muß sich hierbei allerdings erinnern, daß es Studenten sind, an die sich der Vortrag wendet. Im „Publikum“ selbst ist eine Aufklärung über diese Verhältnisse in unsrer Zeit — leider — nicht nötig. Ihre gewichtige Behandlung von wissenschaftlicher Seite ruft uns nur die bedenklichen praktischen Folgen solcher Bemühungen zurück, von der wir im Eingange zu reden hatten.

Dieser gebliffentlichen Herabdrückung des künstlerischen Charakters der Poesie, diesem seltsamen Festsetzen auf äußerlich entlehnten nationalökonomischen Begriffen, wie „Tauschwert“, „Angebot und Nachfrage“ u. dergl., entspricht natürlich die Entscheidung der verschiedenen, das Thema einschließenden Grundfragen. Daß die Frage nach dem Ursprunge der Poesie evolutionistisch entschieden wird, gehört selbstverständlich zum Programm des Buches. Ein obseöner Festgebrauch der Australneger dient bei Scherer als Ausgangspunkt zur Versinnlichung der Urpoesie. Das Beispiel scheint nicht glücklich gewählt, weil der Vorgang, selbst im evolutionistischen Sinne, durchaus keine Reimkraft aufweist. Der bloße Schrei bei der Vorstellung des Geschlechtsgenusses hat so wenig Beziehung zur Poesie als der bloße tierische Schrei zur Sprache. Scherer macht hier bei der sprachlichen Kunst sich eine Theorie zu eigen, der er als Sprachforscher sorgfältig aus dem Wege gegangen ist. Es kommt bei der Erörterung dieser Frage, die ich im Rahmen einer Poetik nicht für sehr fruchtbringend halte (da man hier erst seit der Berücksichtigung der uns wirklich bekannten Urfänge weiter gekommen ist), zunächst darauf an, was man unter Poesie versteht. Und die Erklärung hierüber vermeidet er, wie Definitionen überhaupt (siehe Vorwort), absichtlich. Formell könnte man sie dem Poetiker ja wohl erlassen, wenn er durch eine umso sprechendere Darstellung, eine umso tiefer eindringende Analyse der zu Grunde liegenden innern Vorgänge ersetzte. Aber diese vermißt man eben durchaus. Ich weiß nicht, ob das bloße Wort Stimmung in dieser Poetik auch nur einmal vorkommt. Und man kann im Gegensatz zu den von Scherer so einseitig bevorzugten Äußerlichkeiten nicht gerade behaupten, daß das betreffende weite und bedeutende Feld auch nur entfernt in Angriff genommen, geschweige denn würdig erledigt wäre. Hier könnte eine umfassende

Induktion mit großem Erfolge einsetzen, seelische und geistige Bedingungen ergründen, ihr Verhältnis zur Produktion und zur materiellen Umgebung verfolgen, die Abstufungen vergleichen, ordnen u. s. w. Man kann hier wechselseitig den Dichter durch sein Werk, dessen Farben und Töne und wieder das Werk durch den Dichter beleuchten. Hier sprudelt der innerste Quell für die Lehre von der Durchführung der Motive, die mir unendlich wichtiger scheint als die einseitig bevorzugte Lehre von den Motiven selber, ferner für die Lehre vom Stil und umgekehrt wieder für die positive, nicht feuilletonistisch aus den Fingern gesogene Charakteristik. Statt dessen muß man sich hier mit den stark renommistisch angehauchten Selbstbespiegelungen zweier gerade für die höhere Poetik so wenig fruchtbringenden Geister, wie des Pedanten Alfieri und des Grüblers Otto Ludwig, genügen lassen. Diese werden nach des Verfassers Methode äußerlich hingestellt wie das übrige mit rein anekdotenhaftem Gepräge. Dagegen wird dem Temperament des Dichters in etwas altmodischer Weise Aufmerksamkeit zugewandt. Leider nur zu dem Nachweise, daß die Dichtung eine höchst vergnügliche Sache sei und der Melancholikus darin nichts zu suchen habe. Die Aeschylus, Virgil, Dante, Tasso, Milton dürften mit Aristoteles Einspruch erheben, wenn ihnen an einer nichtigen Sache, wie einer durchweg auf den Spieltrieb sich gründeten Poesie, überhaupt noch etwas gelegen wäre. Wie „Springen und Hüpfen“ ihr innerer Antrieb, so ist das „Lachen“ der Galerie ihr äußerer Erfolg, und nach diesem Erfolge wird dann thatsächlich bemessen, „wie viel den Menschen ihr Vergnügen wert ist“ (S. 118). Ich meine, wenn dabei ein Dichter noch nicht melancholisch ist, so könnte er es Scherer zum Trost werden. Und der „ideale Wert“, der seiner Kunst nach dem „Tauschwert“ mit der üblichen, in jeder (nicht bloß ökonomischen) Beziehung zugeknüpften Verbeugung zugestanden wird, wird ihm sein vergnügtes Handwerk nicht tröstlicher erscheinen lassen.

Man wird aus diesen, dem erwähnten Prinzip entnommenen Folgerungen bereits ersehen haben, was ihr theoretischer Wert sein kann. Sie bedürfen nur der Umsetzung aus den gelehrten Barren in die Kleinmünze eines litterarischen Händlers, um ein sehr merkwürdiges Ansehen zu bekommen, das weder mit Poesie noch mit Wissenschaft, weder mit Aristoteles noch mit Darwin schließlich etwas zu thun hat. Immerhin aber besitzen sie, das ihnen zu Grunde liegende Dogma vorausgesetzt, innere Logik, sie betreffen Fragen, die äußerlich sehr wohl in dessen Machtbereich fallen, und der Mut der Aussprache soll ihnen nicht bestritten werden. Anders steht es mit den durchaus in das innere Gebiet der Geisteswissenschaft gehörigen Problemen und den sich daran schließenden Forschungsreihen, die schon im Ausgangspunkte ihr Unabhängigkeitsrecht so deutlich wahren, daß ihre Anknüpfung an naturalistische Bedingungen selbst dem gemeinen Sinne von jeher unannehmbar erschien. Um die schwierige Frage des Anteils an tragischen Vorgängen in der Poesie mit der bloßen Neugier am

Tötungsakt (genau auf der Stufe des Andranges zur Hinrichtung!) herumkommen zu wollen, bestenfalls (wie zu allen Zeiten die flachsten Rationalisten) mit dem Gefühle der Sicherheit des Hörers gegenüber den poetischen Vorgängen, d. h. doch die Bedeutung eines Problems stark unterschätzen, „an dessen Auflösung [mit Kant zu reden] Jahrtausende vergeblich gearbeitet haben, die daher wohl schwerlich so ganz auf der Oberfläche gefunden werden dürfte.“ Zu den Zeiten Vohensteinischer Dramatik und Weissscher Poesieauffassung konnten solche Erklärungen angemessen erscheinen, nach dem Jahrhundert Lessings, Schillers, Kants und Humboldts aber dürfen sie als erledigt gelten, ob sie nun mit oder ohne Prinzip aufgestellt werden. Aber an den Gedankenkreisen dieser Richtung geht Scherer stets ruhig vorbei, kaum daß Schiller einmal auf „naiv und sentimental“ hin gestreift wird. Das alles ist ihm Philosophie und Ästhetik, und daß erstere von der Poetik so haarscharf zu sondern, letztere mit ihrer Verwendung des Schlagwortes „schwungvoll“ erschöpfend charakterisiert sei, darf billig bezweifelt werden. Scherer befragt doch gelegentlich wenigstens Fehner. Wenn er weiter, nur bis zu Herbart, gegangen wäre, würde er ohne Frage bei seinem scharfen Auge noch andre Ausdrücke als das Wort schwungvoll, darunter gerade für ihn sehr lichtpendende Merkszeichen entdeckt haben. Wenigstens würde er dann wissen, daß der Begriff „Schwelle“ in der Ästhetik auf Herbart und nicht erst auf Fehner (S. 198) zurückgeht. Und gar wenn er sich zum „großen Unbekannten“, wie meinen Kant, auch nur einmal aufgeschwungen hätte, so würde er bei einer im Auditorium allerdings darwinistisch schwer zu behandelnden Frage, der Frage des sittlichen Gehaltes der Poesie, nicht ratlos gewesen sein. Scherer macht hier diejenigen Zugeständnisse im Abfall von seinem Prinzip, die unter manchen andern, dem philologischen Geschmack, der Korrektheit und dem historischen Erkenntnis dargebrachten Zugeständnissen auffällig hervorragen, weil sie eben grundlegend sind. Aber gerade sie dürften die Gegner des Prinzips wenig befriedigen. Scherer wirtschaftet hier stets mit sittlicher Endwirkung, bleibt gerade hier am Zweckbegriff hängen. Und so verurteilt er merkwürdigerweise daraufhin einen Dichter unsrer Tage, in dem auch ohne Namensnennung jeder Leser alsbald Paul Heyse erkennen wird (S. 142 f.), obwohl gerade sein Verfahren (wie es Scherer auffaßt) dem aus den Verhältnissen des litterarischen Marktes abgezogenen Maßstabe außerordentlich entsprechen müßte. Beides aber, sowohl Verurteilung als Auffassung, erscheint unbegründet. Heyse ist kein Tendenzdichter wie andre neueste Poeten, und wenn er seine freilich sehr uneigentlich zu nennende „höhere Sittlichkeit“ als eine ewige Thatsache dem wirklichen Leben wirklich (und nicht bloß, wie andre, vor der Hand) unterliegen läßt, so verbreitet er durchaus keine „Illusionen über das Leben.“ Illusionen aber sind gerade das Ziel des, oder besser, der Scherersehen Dichter, und ihre Beschränkung durch die „sittlichen Instinkte“ ist eben, wie vorausgeschickt, eine philosophische Ratlosigkeit. Ich beneide die

Menschen, die sich bei dem Ausdrucke „sittliche Instinkte“ etwas denken können. Was sie sich aber beim poetischen Kunstwerke — das ja nach Scherer bei Menschen des höchsten Kunstniveaus (merkwürdige Unterscheidung!) plötzlich anfängt, als unwahr empfunden zu werden — darunter denken, ist mir völlig unfassbar. Da kann ich nicht mehr folgen. Hier ist ein Platon in seiner Weise faßlicher und zusammenhangsreicher. Aber für Scherer ist es möglich, Platons für die Ewigkeit gefaßten Ausdruck Idee als „Moralgesetz“ zu fassen (S. 213). Man solle das Wort nicht mehr brauchen, rät er. Allerdings in dieser Bedeutung sollte man es überhaupt nicht brauchen, denn sie ist eben falsch und offenbart nur, wie verworren und verschoben sich der eigentliche innere Bezirk der Poesie vom naturalistischen Standpunkte ausnimmt.

Es berührt förmlich wohlthuend, wenn unser Poetiker einmal den künstlichen Bauplan seiner Theorie vergißt und als Geschichts- und Sprachforscher sich praktisch wieder in die lebendigen Aufgaben seiner Wissenschaft zurückfindet. Man muß nur bedauern, daß auch hier die bekannten darwinistischen Wegzeichen leicht genug imstande sind, abseits ins Gestrüpp der Willkür und des Konstruktionszwanges zu führen. So wird z. B. „Rezension“ aus dem „Spott- und Lobgedicht“ „entwickelt“ u. a. (S. 25), wo der Begriff „Entwicklung“ sich sofort als gar nicht hergehörig ausweist und die Literaturgeschichte ihm, wie so oft, geradezu widerspricht. Ein litterarhistorischer Ableger der Entwicklungswut ist ferner der Entlehnungs- und Abhängigkeitsnachweis. Wir wollen den Philologen einen Auswuchs, der sich hier findet, nicht vorenthalten. Gottfried von Straßburg spricht in seinem bekannten kritischen Ausfall gegen Wolfram von Eschenbach von glösen, die man für solche dunkle Erzähler stets bei der Hand haben müsse. Er meint natürlich den gelehrten Kommentar, die Glosse. Aristoteles erörtert vom 21. bis zum 25. Kapitel der Poetik die Bedeutung der Dialekte (*γλῶσσαι*) für die Dichtersprache. Sollte man es für möglich halten, daß nun Scherer bei der Berührung der Gottfriedschen Stelle (S. 55) fragt: „Sollte dies etwa aus der aristotelischen Theorie irgendwie abgeleitet sein?“ „Überhaupt das Ableiten!“ Man könnte diesen kritischen Stoßseufzer von S. 286 dieses Buches, welcher der nunmehr wirklich „glücklichst“ überwundenen, einseitig deduktiven Methode gilt, hier passender anwenden. Jene Ableiter — man weiß wirklich nicht, wo sie noch haufen. Statt dessen wird nun nachgerade schon ein Menschenalter bei uns „evolutionistisch abgeleitet,“ und dies mit einer Einseitigkeit, die dem frühern „philosophischen“ gar nichts nachgibt. In der Literaturgeschichte, um nur das hier einschlägige Feld zu beleuchten, führt das zu einem innern Widerspruche, zur Annahme einer feststehenden (und daher mechanisch zu berechnenden) Gestaltung eines sich von innen heraus fortbildenden Stoffes. Diesen Grundirrtum hat Scherer von Buckle übernommen, und er hat vordem versucht, ihn auf die litterarhistorische Periodeneinteilung anzuwenden, ein Versuch, der außer der Vergleichung mit den frühern astrologischen Versuchen

dieser Richtung wenig Interesse gewährt. Doch er hielt sich, gezwungen, mit dem festen Gerüst der Chronologie zu rechnen, in den allgemeinsten Zügen, so bedenklich sich auch schon hier das Prokrustesbett solch äußerlicher Systematik geltend machte. Ihn aber auf das überaus feine, bewegliche Geäder der einzelnen geistigen und noch dazu künstlerischen Individualität auszudehnen, die reichen Mittel der philologischen Hermeneutik und Charakteristik einem von außen hereingetragenen, starren und leblosen Prinzip zu opfern, derartige Ansätze müssen jenen innern Widerspruch zu schroffem, gelegentlich geradezu bedauerlichem Ausdruck bringen. Bedauerlich ganz besonders deshalb, weil man hier eine frische, rege Kraft sich mit diesen leeren Phantomen herumschlagen sieht. Denn daß in den methodischen Bemerkungen, namentlich zur ältern germanistischen Forschung, in schönen Lichtern auf dem Gebiete der Sprache und ihrer Ausdrucksformen (wir heben die Ausführung über die Formen der Zeitwörter hervor), in scharfen Gliederungen der Bestandteile der Phantasie (die nur erklärlicherweise seltsam formuliert sind, wie die Registrierung der „Botanik,“ „Mineralogie“ u. s. w. in den Mignonliedern u. a.), daß in dem festen, wagnenden Zuge des Ganzen die wissenschaftliche Persönlichkeit Scherers sich nicht verleugnet, darauf haben wir bereits, wenn auch in minder günstigem Zusammenhange, hinzudeuten Gelegenheit gehabt. Wir kommen darauf zurück, daß die zusammenfassende Behandlung eines Gegenstandes wie des vorliegenden, noch dazu im Hinblick auf ein gemischtes oder heranzubildendes Publikum, zunächst nicht der geeignete Rahmen scheint für die Durchführung so hervorragend streitbarer Grundrichtungen. Was hier im einzelnen doch fruchtbare Anregung für das wissenschaftliche Getriebe werden kann, wirkt, zu einem Ganzen geschlossen und eigensinnig herausgearbeitet, verwirrend und störend. Man möge es daher dem Berichte an dieser Stelle zu gute halten, daß der Nachweis dieser Beziehung eines dogmatischen Ganzen zu seinen Einzelheiten genaueres Eingehen auf letztere nötig machte. Es mußte uns daran liegen, die verhängnisvolle Tyrannei der Dogmatik an diesem von Natur kritischen Stoffe in jedem Winkel seines Reiches zur Anschauung zu bringen. Was hier im Rahmen unsrer Besprechung unerledigt bleiben mußte, wird der Leser leicht bei einer etwaigen privaten Fortsetzung dieses kritischen Ganzen selbst berichtigen. Er darf sich hierbei ruhig von seinem Kopfschütteln, von jenem innern Proteste leiten lassen, der in diesen Wissenschaften nach wie vor die Stelle der Probe, des Experimentes vertreten wird. Das kostbare Unterpfand ihres kräftigen Fortganges zu verschmerzen und an Stelle ihrer ewigen Grundlage, der Kritik, die freilich bequeme Vereidigung auf eine herrschende Formel fordern zu wollen, wird am wenigsten die Absicht eines Forschers gewesen sein, der wie Scherer den „Fortschritt der Wissenschaft“ so gern auf seine Fahne schrieb. Dem Zeitalter gegenüber, das mehr als je dieser Grundlage bedarf, auch wohl im Interesse der akademischen Jugend, deren Lebensrecht ohne jenes Unterpfand vernichtet wird, ist es Pflicht, diese Tendenz,

die einzig unschädliche und stets angebrachte, gegenwärtig kräftig zum Ausdruck zu bringen. Schon am Schlusse des vorigen Aufsatzes haben wir auch für das engere Gebiet, das uns hier beschäftigt hat, ihr thätiges Eingreifen herbeigerufen. Vielleicht gelingt es ihr selbst in unsrer Zeit noch ein rüstiges Leben auf ihm hervorzulocken und im Verein muntre Kräfte, die sich aneinander schließen, zwar keine dunkeln Kapellen oder prosaischen Warenhäuser, aber dafür jene freien, sonnigen Hallen daselbst aufzurichten, die ihm einzig ziemen.



Die Ministerkrisis in Preußen.



eilungsgerebe oder nicht? So fragte man sich in den letzten Wochen angesichts der Behauptung, es sei wieder eine Ministerkrisis entweder im Anzuge oder schon ausgebrochen, und der lebhaften Erörterungen, die sich in der Welt der Zeitartikel und Preßberichte an sie knüpften und einen großen Teil des Publikums in Atem erhielten. Nach den einen war nur die Stellung des einen von den obersten Räten der Krone ins Wanken geraten, nach andern war das Verbleiben mehrerer Minister, wieder nach andern das des ganzen Kabinetts im Amte fraglich geworden. Die einen jubelten über einen nahen Sieg, die andern fühlten sich beklemmt über eine verhängnisvolle Wendung in der Entwicklung des preussischen Staates unter seinem neuen Könige. Zunächst verlautete, daß der König das von beiden Häusern des Landtages beschlossene Gesetz über die Verlängerung der Legislaturperioden nicht genehmigt habe. Dann sollte er es zwar mit seiner Unterschrift versehen, aber seine unverzügliche Veröffentlichung beanstandet haben, und gleichzeitig tauchte die Nachricht auf, er habe an den Minister des Innern ein Schreiben gerichtet, welches über die vorgekommenen Beeinflussungen der Wahlen Rechenschaft verlange — ein Schritt, der Herrn von Puttkamer den Entschluß nahe gelegt habe, von seinem Posten zurückzutreten. Daran knüpfte sich endlich die Meldung, daß das Gesamtministerium sich mit ihm solidarisch erklärt habe oder dies wenigstens zu thun gedenke. Alle diese angeblichen Thatfachen wurden zuerst von Blättern der freisinnigen Partei berichtet, die, ganz gegen das Manifest, mit welchem König Friedrich der Dritte die Regierung antrat, seit Wochen bemüht gewesen war,

Grenzboten II. 1888.